



Kunst unter Plastikplanen: Die aus Gewächshauselementen bestehende Halle für die documenta in Kassel sorgt im Vorfeld der Ausstellung für Streit. Foto: dpa

Gewächshaus statt »White Cube«

Streit um größten Neubau für documenta – Architekt des »Auepavillons« enttäuscht über Technikinstallation

KASSEL. Nord-Holland heißt einer der größten Stadtteile Kassels, der Name ist ein Erbe von Einwanderern. Besucher der hessischen Stadt könnten sich derzeit aber im Zentrum tatsächlich in die Niederlande versetzt fühlen: Mitten in der Karlsaue, einem Park in der Innenstadt, erstreckt sich eine Art Gewächshaus; 200 Meter lang, 100 Meter breit. Doch der Bau hat keinen gärtnerischen, sondern einen künstlerischen Ansatz: Der »Auepavillon« ist der Hauptausstellungsort für die am 16. Juni beginnende documenta 12 – und durchaus umstritten.

»Fridericianum und Neue Galerie mussten kräftig gelüftet werden. Das kostet Platz«, umreißt documenta-Chef Roger Buerger das Problem mit den früheren Ausstellungsorten der alle fünf Jahre stattfindenden »Weltkunstausstellung«. Die beiden Museen hätten erst einmal umgebaut werden müssen. »Wände raus, neue Treppe rein, Fenster

wieder sichtbar. Wenig Wand, eigentlich ein Altraum für einen Kurator.« Selbst der Eingang der Neuen Galerie sei verlegt worden. »Wir wollten weg von dieser Darmarchitektur«, sagt Buerger, »bei der man nach einem endlosen Gang dann irgendwo hinten verendet«.

Die Lösung sollte ein Neubau für ein Drittel der gut 400 Exponate sein. »Glaspalast«, »Luftschloss«, »Pavillon« – noch vor dem ersten Spatenstich gab es viele Namen und noch mehr Skeptiker. Fraglich war, ob der 9500-Quadratmeter-Bau nicht zu sehr an ein Gewächshaus erinnern würde. Von der »luftigen, leichten Architektur«, die Buerger verspricht, ist äußerlich nichts zu sehen. Zu sehr entspricht der Flachbau vor der Kasseler Orangerie tatsächlich einem Gewächshaus.

Innen sieht das Bild, obwohl noch Baustelle, anders aus. Folie verkleidet die Decke, roter Beton den Boden. Stellwände lassen das Konzept von Buerger

und seiner Kuratorin und Lebenspartnerin Ruth Noack erahnen. »Das soll nur Hülle sein, die den Bau grob dominiert«, erklärt Noack. »Wir wollten weg vom »White Cube«, ergänzt Buerger. Doch der »weiße Würfel«, die neutrale Ausstellungsfläche, soll sich auch hier finden. »Das ist dann ein bisschen Kunstmesse.«

Dem 44-Jährigen ist der Stolz auf seine »Spielstätten« – neben Auepavillon, Neuer Galerie und Fridericianum noch das Schloss Wilhelmshöhe und die documenta-Halle – anzusehen. Schließlich verschlingen sie den Löwenanteil des Etats von mehr als 20 Millionen Euro. Doch gut sieben Wochen vor dem Start hat die documenta ihren ersten Streit. Jean-Philippe Vassal, Architekt des »Pavillons«, ist enttäuscht von der Umsetzung.

Die Idee werde wertlos, wenn ein ursprünglich offener und luftiger Bau verhängt und klimatisiert werde. »Die

Kunst hat nun mal juristisch zugesicherte Rechte«, versucht documenta-Geschäftsführer Bernd Leifeld zu beruhigen. »Dazu gehört passendes Licht ebenso wie eine angemessene Luftfeuchtigkeit.« Tatsächlich rattern jetzt große Klimaanlage an der Nordseite des Baus. »Ich meine, dass sich bei einem Ausstellungsbau die Architektur der Kunst unterzuordnen hat«, so Buerger.

Der Bau stößt durchaus auf Resonanz. »Der Pavillon schaut ganz anders aus als geplant, aber ich bin beeindruckt«, sagt die Wiener Kunsthistorikerin Sophie Geretsegger. Der Bau sei »nicht wie angekündigt ein Kunstwerk an sich, aber er entspricht wunderbar den Anforderungen an eine Bühne für die Kunst.« Der Streit also schon vorbei? »Ach was«, sagt Roger Buerger abwinkend. »Streit gehört bei uns doch dazu.«

Chris Melzer (dpa)

Schmerz und Schönheit

Installation und Köpfe von Helmut Massenkeil in der Galerie Metzger

JOHANNESBERG. Sie stehen auf Podesten, sind an der Wand entlang aufgereiht, in enge Kästchen gesperrt und Käfige gepfercht oder trotten treu nebeneinander auf einer giftgrünen Wiese her: Schweine. Der Aschaffener Bildhauer Helmut Massenkeil hat sie zum Ausgangspunkt seiner Installation anlässlich des 10-jährigen Bestehens der Galerie Metzger in Johannesberg gemacht.

Und hat damit das sensible Säugetier, das dem Menschen doch sehr verwandt ist, in den Mittelpunkt seiner Betrachtung gestellt. Im ehemaligen Schweinestall grunzt und rüffelt es aus allen Ecken vom Tonband, während man das Raumbild »Pig Home – Home Pig« betrachtet. Schweine in allen Variationen bevölkern das alte Gemäuer. Ihre fast kindliche Machart aus zwei miteinander verbundenen, bemalten Steintzeug-Hälften, bei denen die Nähte sichtbar sind, berührt und befremdet gleichermaßen. Massenkeils Schweine sind keine Individuen, sondern

Muster: Modelle, die die von Menschen erdachte, tierverachtende Haltung und Nutzung ihrer lebenden Genossen stumm anprangern. Das in der Installation unterschwellig gärende Leid der Schweine in der Massentierhaltung wird nicht verniedlicht durch die zierlichen Tonfigurchen, eher drückt sich in den wahllos in einem Käfig übereinander gestapelten Schweinehälften ein Schmerz aus, der für sich steht.

Von den Rüsselstieren leitet der Künstler dann über zu einem Menschenkopf, den er in verschiedene Segmente zerlegt hat. In der Scheune zeigt er neben dem intakten riesigen Schädel aus Corten-Stahl die Stirn, unter der ernst die Augen hervorblicken, den Mund samt Nasenanatz und Kinn und einen Teil des Hinterkopfes. Die zerfurchte, zerrissene, angerostete Oberfläche erzählt von den Spuren, die das Leben hinterlassen hat. Wie auf den Kopf gekritzelt Geschichten wirken die feinen Risse und Grate. Hier

deutet Helmut Massenkeil an, dass auch der Mensch nicht nur Schönheit, sondern auch Schmerz im Laufe des Lebens erfährt. Auch wenn er Schweine in Käfige stopft oder ihnen giftiges Futter verabreicht – wie es der grellgrün eingefärbte Bauschaum in den Steintrögen im Stall symbolisiert, über den sich die Kunstschweine gierig hermachen –, er selbst ist auch nur ein Opfer, getrieben, gestoßen vom Schicksal.

Noch deutlicher wird das dann an den Köpfen in der oberen Etage, die der Künstler unter dem Titel »Head Quarter« zusammenfassend präsentiert. Auf den weißen Podesten finden sich 20 Köpfe aus Schichtenkeramik, die teilweise mit Pigmenten bemalt worden sind. Braunrot, wasserblau, hellbeige mit rötlichen Akzenten leuchten die Köpfe. Auch sie sind nicht vollkommen, weisen Wunden hier und da in der Oberfläche auf. Bemerkenswert macht die Skulpturen vor allem das Material, das sich aufgrund seiner Temperaturbeständigkeit äußerst vielseitig gestalten lässt – ob Raku-Brand, Schmauchbrand oder nachträglich aufgebraute Pigmente.

Wie verlorene Helden, Könige ohne Land wirken Massenkeils Köpfe. Der Kreis schließt sich von den Schädeln auf verlorenem Posten über den aufgebrochenen Kopf wieder zurück zu den Schweinen im Stall. Sie alle eint ihr Empfinden von Schmerz und Schönheit. Und so bringt Massenkeil die Schweine den Menschen näher – und umgekehrt.

Bettina Kneller



Schweinehälften im Käfig: Helmut Massenkeils Installation verweist auf vielfältige Art auf des Menschen Umgang mit dem Tier. Foto: Galerie

Bis 16. Mai; geöffnet Mittwoch 15 bis 19 Uhr, Samstag 15 bis 17 Uhr, Sonntag 11 bis 19 Uhr sowie nach Vereinbarung unter 06021/460224. Gang durch die Ausstellung mit Helmut Massenkeil am 16. Mai um 18 Uhr.



Das Kinn gen Himmel gereckt, der Blick zurückhaltend: Köpfe aus der neuen Serie »Headquarter« von Helmut Massenkeil sind derzeit in der Galerie Metzger in Johannesberg zu sehen. Foto: Galerie

Experten überprüfen Beutekunst-Transporte

BERLIN. Eine Auswertung deutscher und russischer Pack- und Transportlisten soll Auskunft über den Verbleib der nach 1945 kriegsbedingt verlagerten deutschen Kunstwerke geben. Sie würden jetzt erstmals systematisch erfasst, übersetzt und ausgewertet, wurde nach einer Vollversammlung des »Deutsch-Russischen Museumsdialogs« in Berlin mitgeteilt. Ein wesentliches Anliegen der Initiative sei es, mehr Informationen über die in Russland vorhandenen Bestände aus Deutschland zu erhalten, heißt es in der von der Kulturstiftung der Länder veröffentlichten Erklärung.

Die Vollversammlung der von der Beutekunst betroffenen Museen beschloss auch eine Erweiterung des so genannten Lenkungsausschusses, dem zurzeit sechs deutsche Museen angehören. Künftig sollen auch russische Kollegen darin vertreten sein. Entscheidend sei zudem, »das öffentliche Problembewusstsein sowohl in Deutschland als auch in Russland zu schärfen und auf die Brisanz des Themas nachhaltiger als bisher aufmerksam zu machen«. Die Initiative der Museen solle »die Positionen der mit Russland in Verhandlungen stehenden Bundesregierung aus fachlicher Perspektive unterstützen und befördern«. Seit 15 Jahren verhandelten beide Länder über die so genannte Beutekunst, ohne dass Fortschritte erzielt worden seien, heißt es in der Erklärung. dpa

Sehnsucht nach Mitteleuropa

Außergewöhnlich: Filmmusik des »Herrn der Ringe« in symphonischer Fassung in der Jahrhunderthalle

FRANKFURT. Howard Shore hat es oft betont: Dass er sich bei der Arbeit an der Filmmusik zur »Herr der Ringe«-Trilogie oft selbst fühlte wie Frodo, der Auserwählte, der einer gewaltigen Aufgabe ins Auge blickt. Wahrscheinlich, die Herausforderung war keine geringe; galt es doch, einem der ambitioniertesten Filmprojekte aller Zeiten eine Seele zu geben. Denn die Musik ist es, die dem Zuschauer Emotionen einflüstert und die die drei Filme – es lohnt, darauf zu achten – fast lückenlos untermalt.

Zwei Jahre lang hat Komponist Howard Shore gemeinsam mit Regisseur Peter Jackson und den übrigen Machern der Trilogie an der Musik für den Film gearbeitet. Entstanden sind zwölf Stunden Tonmaterial – der Extrakt dieses Mammutwerks ist die Symphonie, die am Sonntag wegen großer Nachfrage zweimal in der Frankfurter Jahrhunderthalle aufgeführt wurde. Obwohl die Produktion seit ihrer Uraufführung 2003 in Neuseeland schon an vielen Orten auf der Welt gezeigt wurde, sind es jeweils lokale Ensembles – über zweihundert Orchestermitglieder und Chorsänger –, die die Symphonie umsetzen.

In Deutschland haben der Berliner Karl-Forster Chor und der Knabenchor Berlin die Gesangsparts übernommen; es spielt die Nordböhmische Philharmonie Templice, der Amerikaner Andrew

Grams dirigiert. Gegliedert hat Howard Shore die Symphonie – in Anlehnung an Tolkiens Roman – in sechs Sätze; je zwei entsprechen einem Film. Die eingängigsten Motive sind Shore im ersten Teil der Symphonie gelungen, die dem Film »Die Gefährten« entspricht. Die Harmonien aus der Welt der Hobbits, die eine Wundertüte voller heiler Welt versprechen;

den in den ersten beiden Sätzen zueinander.

Auch gehörige Dramatik gibt es hier bereits, denn der Motor der Geschichte ist das Böse, das seine Umsetzung mal in flirrenden Geigen, dann wieder in stark rhythmisierten Blechbläsern findet. Und natürlich im Chor: Die Texte, die die Sänger intonieren, sind überwiegend in

chen Stellen an just der extremen Nähe zum makellosen filmischen Vorbild. Wenn etwa im Film die Orks in den Minen von Moria anrücken, dann lässt Shore 60 Polynesier und Footballspieler (für das Klangvolumen) singen, um der Musik die Qualität einer anderen Welt zu verleihen. An diesen Stellen klingen die Berliner Männer zwangsläufig vergleichsweise dünn. Doch Schwächen dieser Art – die ohnehin Ausnahme bleiben – gleicht das Orchester mühelos mit Dynamik und Klangfülle aus.

Am Ende steht ohnehin das Erlebnis: So außergewöhnlich diese Aufführung ist, so sehr ist sie auch Gratwanderung: Sie lockt Menschen in den Konzertsaal, die sonst wohl eher selten Orchesterwerke konsumieren – viele von ihnen kommen gar selbst als Hobbit oder Elb verkleidet. Damit erfüllt die Symphonie eine Sehnsucht, die der »Herr der Ringe« in vielen seiner Fans geweckt hat: Mitteleuropa ein Stück näher zu rücken. Und weil sie diese Sehnsucht zwei Stunden lang stillt, weil sie die Phantasie auf Reisen in ferne Welten schiebt, ist diese musikalische Großanstrengung zum eigenständigen Teil eines kulturellen Phänomens geworden. Das macht die Faszination der Symphonie aus – ganz abgesehen davon, dass Shore mit seiner Komposition über weite Strecken ein kongeniales Meisterwerk geschaffen hat. Moni Münch



Fantastische Welten: Frodo (Elijah Wood) greift nach dem Ring. Foto: dpa

das wunderschöne »But in Dreams« für Knabenchor und Sologesang, das Jackson im Abspann des Films angesiedelt hat; das vor Zuversicht strotzende Thema der neun Gefährten – all diese Elemente fin-

Sprachen abgefasst, die Tolkien eigens für seine Welt Mitteleuropa erdacht hat: In Quenya, Sindarin, Khuzdul, Adunaic und in Black Speech.

Doch die Aufführung krankt an man-

Krimis für alle

Eine Lesung im Gefängnis

WÜRZBURG. Das (einzig?) Bemerkenswerte an einer Lesung im Gefängnis ist der Veranstaltungsort. Für die in Freiheit, weil das Leben hinter Gittern ein unbekanntes ist, das Fragezeichen aufwirft und Befremden erzeugt. Und für die in Haft, weil eine solche Lesung eine Abwechslung vom Alltag ist.

Alle drei Monate holt Robert Hutter, Leiter der Würzburger Justizvollzugsanstalt Kunst in den Bau – Konzerte, Theater, Literatur. Am Welttag des Buches, am 23. April, haben drei Würzburger Hobbyautoren aus ihren Büchern gelesen (und einen ordentlichen Stapel für die Gefängnis-Bibliothek dagelassen).

Mag man es ob des Orts makaber finden oder nicht: Christian Kelle, Günther Huth und Rainer Greubel vom Würzburger Autorenkreises lasen für eine Stunde aus ihren Würzburg-Krimis, in denen – pikant – die Täter nicht geschnappt wurden. Jedenfalls nicht in den Passagen, denen 50 der 700 Insassen so aufmerksam lauschten wie es auch Menschen in Freiheit bei einer Lesung tun. Den Autoren hörten Verurteilte und Freie als Mitmenschen zu, als Kameraden, betonte Hutter vorab. Die Menschenwürde sei unantastbar. Was in diesem Fall heißen soll, dass Vergehen oder Verbrechen die universelle Leidenschaft für Bücher nicht eliminieren. Dass es daher solche Veranstaltungen geben können darf und muss, weil niemand auf seine Untat reduziert werden darf.

Deshalb also Krimis im Knast, moderiert von Wirtschaftskriminalist Uwe Dolata: Greubel hatte für die Lesung eine gar nicht so blutrünstige Kurzgeschichte verfasst, in der Wein gepanscht wird und Menschen beim Sturz von Kellertreppen sterben. Huth ließ Würzburgs (Alt-)Oberbürgermeister von einem Serienmörder bedrohen, der seinen Opfern mit versalzenem Wein ihr letztes Stündlein prophezeit. Und bei Kelle, der sich fürs Boulevardeske zuständig sieht, beobachtete eine junge Frau einen grausigen Mord in der Toilette. Nicht Mörder noch Motiv ward in der kurzen Zeit gefunden.

»Bei einer Autorenlesung muss man zuhören«, beschloss Anstaltsleiter Hutter den Abend. »Das haben viele von uns verlernt.« Das gilt eindeutig nicht nur für Inhaftierte. Susanne von Mach

Historiker Parzinger wird wohl Präsident der Preußen-Stiftung

BERLIN. Der Präsident des Deutschen Archäologischen Instituts, Hermann Parzinger, soll ab 1. März 2008 neuer Präsident der Stiftung Preußischer Kulturbesitz in Berlin werden. Das erfuhren dpa am Dienstag aus zuverlässiger Quelle. Gleichzeitig meldete auch das Kunstmagazin »Monopol« (Online-Ausgabe) die geplante Berufung des 48-jährigen Prähistorikers, der das Archäologische Institut in Berlin seit 2003 leitet. Er soll den bisherigen Präsidenten Klaus-Dieter Lehmann, der im Februar 2008 seinen 68. Geburtstag begeht, an der Spitze der vom Bund und den Ländern getragenen größten deutschen Kultureinrichtung mit 17 Museen, darunter die Museumsinsel mit dem Pergamonmuseum, ablösen. Der am 12. März 1959 in München geborene Parzinger war 1995 als Gründungsdirektor der Eurasien-Abteilung des Deutschen Archäologischen Instituts nach Berlin berufen worden. dpa